

Von der Freiheit, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen

Den folgenden Vortrag habe ich bei Wolfgang Coys 60. Geburtstag gehalten. Da er nie veröffentlicht wurde und zumindest für mich bis heute nichts von seinem Gehalt eingeblüht hat, halte ich es für richtig, ihn in die Festschrift mit aufzunehmen und um einige Anmerkungen zu ergänzen.

Ich erinnere mich noch an meine erste persönliche Begegnung mit Wolfgang. Ende 1995, ich war gerade dabei, meine Diplomarbeit aufzuschreiben, war ich auf der Suche nach einem Doktorvater für meine Dissertation. Ich hatte mir das gut überlegt und wusste wie jeder anstehende Doktorand nichts über Inhalt, Gliederung oder Verlauf einer solchen Arbeit. Es sollte irgendwie um Computer, Internet und Kultur gehen. Da sich in Darmstadt niemand mit diesen Themen beschäftigte, empfahl mir Rudolph Wille, mich mit Wolfgang Coy in Verbindung zu setzen, der damals noch in Bremen war. Ich schrieb also eine höfliche Sehr-geehrter-Herr-Professor-Coy-Mail und bat ihn um eine Audienz. Er lud mich nach Bremen ein, und wir trafen uns Anfang Dezember. Wir sprachen über mein Projekt und was es bedeuten werde, als Mathematiker ein Thema zwischen Informatik und Philosophie zu wählen, aber dass er mein Vorhaben betreuen werde. Voller Fragen über das anstehende Abenteuer wollte ich am Ende unserer Unterhaltung wissen, ob er noch irgend etwas habe, dass er mir jungem und beeinflussbaren Menschen auf den Weg geben wolle. Und da sagte er *Ja. Frohe Weihnachten.*

Ich erzähle diese Geschichte heute, weil ich nach all den Jahren glaube, dass sie etwas Typisches ausdrückt. Dass er seine Worte mit Bedacht wählte. Die, die er wegließ. Denn nicht das, was er sagte, war entscheidend, sondern das, was er nicht sagte. Ich habe damals lange über dieses lakonische Schlusswort nachgedacht. Nicht über das Was, sondern über das Warum. Warum sagt mir mein zukünftiger Doktorvater in einem Moment, in dem ich eine Gebrauchsanweisung, eine Karte oder zumindest eine Orientierung erwarte, etwas so höflich Belangloses, etwas, dass mich auf genau dem Ort stehen lässt, auf dem ich stehe, in dem Nebel, in dem jede größere Arbeit zu Anfang steckt?

Es heißt »Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne« und diesen Zauber hat Wolfgang mir damals gelassen. Hätte er mir die Karte gegeben, die ich erwartete, so hätte ich manchen Umweg nicht gemacht, ich wäre vielleicht schneller gewesen, effizienter, aber es wäre nicht mehr allein meine Arbeit gewesen, sondern auch ein Zusammenfassen der Dinge, von denen ich glaubte, dass er sie von mir erwartet. Ich denke, dass er bei mir, aber auch bei anderen, die ähnliche Fragen hatten und ähnlich bei sich selbst belassen wurden, dass er in diesen Momenten ganz bewusst auf Anleitung verzichtet, die immer auch Leitung, Lenkung und damit Fremdbestimmung bedeutet. Dass dieser Verzicht der Ausdruck des unbedingten Vorrangs menschlicher Freiheit ist. Und dass für ihn nichts

wichtiger ist, als diese Freiheit zu bewahren, nicht einmal Struktur in der Orientierungslosigkeit. Denn dieses Suchen und Tasten, dieses Erahnen und Spüren und schließlich das Entdecken und Finden eines Wegs wiegt so viel mehr, wenn er aus der eigenen Freiheit begonnen wird, als das Aufzeigen ausgeschilderter und wohlbefestigter, aber in fremder Erfahrung entspringender Straßen. Das ist die Aporie der Erziehung: Ein Ausgang aus der wie auch immer verschuldeten Unmündigkeit kann nur gefunden, aber nie gezeigt werden, weil bereits der Akt des Zeigens neue Unmündigkeit hervorruft. Aus dem unbedingten Vorrang der Freiheit resultiert bei Wolfgang eine tiefe Abneigung gegen Erziehung durch Macht; gegen geronnene Vorschriften, die befolgt werden müssen, weil sie da sind; gegen selbstgenügsame Bürokratie; gegen selbsternannte Autoritäten oder gegen die Inszenierung durch Statussymbole. Und so entdeckt er mit immer wieder beeindruckender Klarheit den Willen zur Macht hinter Anleitungen, die Interessen hinter Regeln, die Menschen hinter Institutionen und die kleinen Eigennützigkeiten hinter großen Auftritten.

Wenn ich nun sage, dass der Verzicht auf Anleitung bei Wolfgang ein Prinzip ist, so stimmt das nur teilweise. Bei meinem kurzen Besuch in Bremen konnte ich nicht wissen, dass er seinen Studenten durchaus etwas anbietet, was aber nicht alle anzunehmen bereit sind: Die Stärkung ihrer eigenen Urteilskraft. Nach Kant ist Urteilskraft die Vermittlerin zwischen dem Besonderen und dem Allgemeinen, zwischen der Welt und den Konzepten, zwischen den Anschauungen und den Begriffen. Begriffe bekommt man bei Wolfgang keine, zumindest keine griffigen Definitionen, die sich zu geschlossenen Theorien verbinden und in gekästelten Diagrammen Platz hätten. Wer dies erwartet, wird mit mehr Fragen gehen als kommen. Wer aber bereit ist, Gewissheiten in Frage zu stellen und längst gegebene Antworten wieder zu öffnen, wer bereit ist, sich auf das ständige Weiterfragen einzulassen, der muss auf diesem Weg vor allem seiner eigenen Urteilskraft vertrauen, um am Ende die erstaunliche Entdeckung zu machen, dass diese nicht in die Beliebigkeit führt, sondern vielmehr zu Aufrichtigkeit und Eigenständigkeit. Zu dem Vermögen, sich seines Verstands ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Kurz: Zu Aufklärung und zu Bildung in ihrer humanistischen Bedeutung. Wolfgang löst die Aporie der Erziehung, indem er den Fragenden konsequent auf sich selbst zurückweist und dabei jede Einwirkung durch Macht zu vermeiden sucht.

Seine Arbeitsgruppe ist eine funktionierende Anarchie im Wortsinn, denn Anarchie bedeutet ohne Herrscher, nicht ohne Regeln. Die aber werden bei ihm so herrschaftsfrei ausgehandelt, wie die Diskursethik sich das immer gewünscht hat. Und wer verschiedene Soziotope an Universitäten kennt, weiß, was das bedeutet. Denn trotz oder gerade wegen der Freiheit der Wissenschaft hat die academia jahrhundertlange Erfahrung darin, mehr oder weniger subtile Abhängigkeiten zu schaffen und den Umstand der asymmetrischen Leistungsbewertung für kleine und große Eigennützigkeiten einzusetzen. Und gerade in meiner Rolle als Assistent weiß ich, wie diese Position von einem profesoralen Chef hätte gestaltet werden können.

Wolfgangs Arbeitsgruppe hat keinen solchen Chef, aber sie hat ein Zentrum. Der Respekt, den wir ihm entgegenbringen, gründet nicht in der Angst vor schlechter Bewertung oder in den Verlockungen einer Belobigung. Er gründet in der Erfahrung, mit einem außergewöhnlichen und außergewöhnlich klugen Menschen zusammenzuarbeiten, der viele Gedanken bereits ein oder zwei Ecken weiter gedacht hat und dessen scharfsinnige Urteilskraft eine beständige Quelle der Inspiration sein kann.

Lieber Wolfgang, das klingt jetzt vielleicht ein bisschen dick und vielleicht gefällt es Dir auch nicht vorbehaltlos, dass ich hier wieder Asymmetrien und Zentralität in unserem Sozialgefüge erwähne. Aber ich sage es aus Neigung und nicht aus Pflicht und denke, hier und heute ist die Gelegenheit, diese Worte aus der Freiheit heraus zu formulieren, die Du uns ermöglichst. Vielen Dank.

Und heute? Knapp fünf Jahre nach diesen Zeilen sitze ich als Professor der Medienwissenschaft an meinem Schreibtisch und überlege, wie die Berliner Zeit mein Leben geprägt und welche Rolle Wolfgang dabei gespielt hat. Sicherlich zehre ich immer noch von den wunderbaren Vorlesungen zur Medienkulturgeschichte und Informationsgesellschaft, die ich während seiner Dekanatszeit von ihm geerbt habe und die bis heute das Hintergrundklingen meiner Weltbetrachtungen begleiten. Sicherlich sind der Stil meiner Vorträge und der Aufbau meiner Folien durch diese Erfahrung dauerhaft beeinflusst. Aber da Wolfgang nie theorie- oder schulbildend tätig war, kann ich mich nicht auf eine Traditionslinie berufen. Außer einer, die er zwar nicht begonnen, aber in einer für mich bis heute einzigartigen Konsequenz vertreten hat. Denn neben den zahlreichen Namen, Orten, Gegebenheiten und Erfindungen, die ich bei Wolfgang zum ersten Mal gehört oder gelesen habe, ist mir doch ein Wort am nachhaltigsten hängengeblieben: »Urteilskraft«. Diese verflixte Urteilskraft, deren Bedeutung ich schon vor fünf Jahren erwähnt hatte. Doch mit den Jahren und mit der Erfahrung gewinnt sie noch an Kraft, lassen sich doch mit ihr – oder vielmehr mit dem Mangel an ihr bzw. mit dem Versuch ihrer Vermeidung – so viele der bemerkenswerten Unregelmäßigkeiten (nicht nur) unseres Bildungssystems diagnostizieren: Die Suche von Studenten nach berufsbefördernder Ausbildung anstelle von persönlichkeitsfördernder Bildung; der Hang des Lehrkörpers zu numerisch vergleichbaren Abschlüssen, nach objektiven Standards und operationalisierbaren Workloads; der in der Erziehungswissenschaft seit einigen Jahren massiv betriebene Abbau der Lehrstühle für Bildungsphilosophie bei gleichzeitiger Wiederbesetzung durch Lehrstühle für »empirische Pädagogik«; die Flucht der Philosophie in die Neurowissenschaft, wo es weniger auf die Arbeit des Begriffs ankommt als auf die richtige Auswertung von Daten der Magnetresonanztomographen; die Legitimationskrise der Geisteswissenschaften, die für junge Menschen vordergründig keine überzeugende Antwort mehr auf die Frage bereit halten, worin eigentlich ihr gesellschaftlicher Wert liege. Dieser verständliche, aber auch so denkbar uninspirierte Wunsch zu funktionieren anstatt zu hinterfragen. Die Beobachtung mag natürlich durch mein aktuelles Sozietop geprägt

sein, aber seit die Reformen des Bologna-Prozesses das Studium zu einer normalen Fortsetzung der Schule erklärt und die Universität von einer Bildungseinrichtung zu einem Dienstleistungsbetrieb für Lehr- und Lernorganisation umgestaltet haben, hat sich auch der Anspruch der Schülerinnen und Schüler gewandelt, die zu uns kommen. *Berufsfähigkeit* ist das Schlagwort, das viele Fragen klein hält und die Suche nach Antworten zu einer Suche nach Abschlüssen verändert.

Der Verlust ist natürlich nicht so groß, wie er hier beklagt wird. Das Vertrauen in den eigenen Verstand, die eigene Urteilskraft und die eigene Vernunft, das sich nicht hinter dem Raster numerischer Objektivität und ihren Visualisierungen verschanzt, sondern mit gebotenen Wissen um die eigene Fehlbarkeit eigenen Einschätzungen nachgeht, diese Grundstimmung der Welt gegenüber, die man zurecht als *Bildung* bezeichnen mag, dieses Vertrauen war noch nie sehr weit verbreitet. Die Suche nach ihr war nie lehrbar, ihre Legitimation nur Teilhabern verständlich. Der Bildung haftete immer etwas esoterisch-elitäres an, für das viele berufen, aber nur wenige auserwählt sind. Und ich muss immer wieder feststellen, dass für die meisten Studenten explizite Anforderungen an ihr Leistungsprofil hilfreicher sind als implizite Herausforderungen an Persönlichkeitsbildung im selbstorganisierten Lernen. Aber ich muss auch feststellen, dass im heutigen System eine Bildungsbiographie wie die meine kaum noch möglich wäre. Ein Weg, auf dem eigenen Fragen gefolgt, dabei vieles probiert, verschiedenes getestet werden kann, und die damit einhergehende Orientierungssuche nicht als Verschwendung, sondern als Chance begriffen wird, ein Weg, auf dem das Vertrauen in die eigene Sicht auf die Dinge wachsen kann. Und auf dem man Menschen wie Wolfgang Coy begegnet, die sich auf ihre Art für die Freiheit einsetzen, die für eine derartige Entwicklung nötig ist.

Doch gerade aus diesem Grund bemühe ich mich, von meinen Studenten weniger die Fakten des Gelernten als vielmehr die Beurteilung des Erfahrenen zu fordern, insgeheim hoffend, doch noch eine Didaktik der Urteilskraft zu entdecken. Noch wichtiger mag jedoch sein, Menschen innerhalb der Strukturen von Leistungspunkten und Credit Transfers, von Modulen und Curricula, von Rahmenvorgaben und Richtlinien Freiräume zu belassen, die den urteilskraftvermeidenden Kräften der Quantifizierung das *sapere aude* entgegen stellen, das an der Universität erlebt zu haben sicherlich zu den wichtigsten Erfahrungen gehört, die ich Wolfgang verdanke.